

Hautklinik im Wandel – Erzählte Geschichte

Interview mit Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. Klaus Wolff, Vorstand der Klinik 1976 – 1981, anschließend Vorstand der 1 Univ.-Hautklinik im AKH Wien von 1981 – 2004, geführt von Prof. Dr. Dr. h.c. Peter Fritsch im Jahr 2014.

Angekommen in der Basisdemokratie 1. April 20176: Ich merkte bald, dass sich hier eine – auch dermatologisch – ganz neue Welt auftat. Als ich an diesem Tag pünktlich um 7.30 Uhr die herrliche Natursteintreppe hinaufschritt, um die Klinik in Besitz zu nehmen, kam mir eine (mir natürlich noch unbekannt) Schreibkraft mit ihrem großen, zutraulich schnüffelnden Schäferhund entgegen. Der saß immer bei ihr im Zimmer – in einem Spital? Und das war nicht das einzige Haustier, dem ich im Lauf der ersten Tage dort begegnete. Eine meiner ersten Amtshandlungen war daher, ein Plakat am Haustor anbringen zu lassen: „Tiere haben keinen Zutritt an die Klinik“.

Ich übernahm die Klinik in einer Zeit des Interregnums. Mein Vorgänger, Prof. Gustav Niebauer, war per 1. Jänner 1975 zurück an die II. Hautklinik Wien berufen worden. Danach hatte Prof. Josef Zelger die Klinik supplierend geleitet, war aber selbst 1975 als Primar an das LKH Salzburg gegangen. Seither war die Klinik „kopflös“, die Geschäfte führte eine Gruppe der ältesten Assistenten auf basisdemokratische Art: pragmatisch und hierarchielos, im Wesentlichen unstrukturiert – jeder arbeitete eher als Einzelgänger, wobei jedoch ein hohes Arbeitspensum erledigt wurde. Mit Prof. Zelger hatte der letzte Habilitierte die Klinik verlassen; Oberärzte, wie sonst üblich, gab es nicht. Der Ton war locker und vertraulich, selbstverständlich auch mit den Schwestern und Schreibkräften – das Duwort war sozusagen präexistent und brauchte nicht extra erteilt zu werden. Alles in allem, was für ein Kontrast zu Wien! So sympathisch das auch sein mochte: die Klinik war erstarrt, hatte in Ausstattung und Organisation keine tragfähige Infrastruktur (z. B. gab es keine Chef- und Kliniksekretariate), keine nachhaltige Planung und keine Zukunftsperspektive. Wissenschaftliche Bestrebungen gab es nicht.

Einschub Peter Fritsch: Das ist natürlich nicht ganz richtig, und ich will das nicht so stehen lassen. Professor Niebauer, mit dem mich später eine respektvolle Freundschaft verband (obwohl wir einander recht unähnlich waren), hatte in den kurzen Jahren seines Ordinariats in Innsbruck einige wichtige Neuerungen eingeführt: unter anderem ein Histologielabor, das er mit einer ausgezeichneten MTA besetzte, und das ein Fluoreszenzmikroskop besaß. Histologie wie Immunfluoreszenz waren Sache von Dr. Brigitte Wohlfarth, der in dieser Zeit u.a. der wichtige Nachweis von IgA-Immunkomplexen bei der Purpura Schönlein-Henoch gelungen war.

Ein gutes Beispiel für die erdverbundene Atmosphäre an der Klinik war der Eiermann. Die Ambulanzstationsschwester war mit dem Besitzer einer Hühnerfarm bekannt, der ihr einmal wöchentlich ein großes Tablett riesiger schöner Eier an die Klinik brachte, die sie in der Ambulanz abstellte, bis sie sie abends mit nach Hause nahm. Von hier eroberten die Eier die gesamte Klinik, und bald lagerten die Tabletts an jeder verfügbaren Horizontalfläche, oft die ganze Woche. So gut wie jeder wurde von diesem Eierfieber ergriffen, ich muss gestehen, ich selbst gelegentlich auch, wie selbstverständlich meine Wiener Mitarbeiter. Als das Ganze für die Außenwelt auffällig wurde, musste ich es abstellen – meine zweite Amtshandlung, die sich auf Tiere bezog.

Es gab also eine Menge an der Klinik zu tun, in vielen Beziehungen, und es war mir klar: da lag eine große Aufgabe vor mir. Noch als ich in Wien war, hatte es sich herumgesprochen, dass ein schneidiger junger Mensch – ich – die Klinik übernehmen sollte, und man wisse nicht, wie das werden würde. Die zwei ältesten Assistenten, beide ungefähr mein Alter, verließen noch vor meiner Ankunft die Klinik fluchtartig Richtung Praxis, bald danach zwei weitere. So kam es, dass ich in den ersten

Monaten keinen Mitarbeiter mit abgeschlossener Facharztausbildung hatte, dafür kam aber eine Gruppe enorm motivierter junger Tiroler und Vorarlberger an die Klinik. Ich packte den Stier bei den Hörnern und vergrub mich an der Klinik: ich machte täglich 4 bis 6 Stunden Visite in der Ambulanz und an den Stationen (Visiten hatten nur mehr sporadisch stattgefunden) und führte das bedside teaching ein, so wie Jahre zuvor in Wien. Das war möglich, weil ich (wie wir später alle) wie Eremiten lebten und ein Jahr lang nur an den Wochenenden zur Familie nach Hause fuhren. Zur Histologiebefundung, die bald meine Aufgabe wurde, kam ich oft erst nach 10 Uhr abends. Wegen der ausgezeichneten Technik konnten vernünftige Histopathologiebefunde erstellt werden. An Labors stand sonst lediglich die Mykologie zur Verfügung, die von Herrn Kraus betrieben wurde, einem freundlichen, verbummelten Biologiestudenten. Da hauptsächlich Kontaminanten wuchsen, ergaben sich vorwiegend Fantasiebefunde. Sonst gab es keine Labors, an experimentelle Forschung war nicht zu denken.

Peter Fritsch: Es gab sehr wohl noch etwas von hervorragender Qualität: das Fotolabor, von Prof. Zelger zu einer Zeit eingerichtet, wo das noch lang keine Selbstverständlichkeit war. Eine Zeit lang hatte die Klinik wohl die beste klinische Diasammlung der dermatologischen Welt, einerseits wegen der Fülle an Motiven, andererseits wegen der hohen technischen Qualität und des Einfallsreichtums der Fotografen. Ich nenne ihre Namen: Heinz Großkopf und Bernhard Sickert.

Das Umfeld. Ich musste bald feststellen, dass die Hautklinik keine besondere Wertschätzung in Innsbruck genoss, vielleicht weil die Dermatologie kein ausgesprochen chirurgisches Fach ist. Überweisungen von anderen Kliniken fielen nicht ins Gewicht, von den niedergelassenen Dermatologen kam ebenfalls kaum etwas (alle waren Abgänger von der Klinik; einer sagte einmal: an die Klinik überweise ich nicht viel, denn die machen immer so viel Tamtam). Das Patientengut der Ambulanz war daher fast nur „Laufkundschaft“, die aber rekrutierte sich aus ganz Tirol, Vorarlberg und damals noch Südtirol (teils auch aus den angrenzenden Regionen von Südbayern und Salzburg). Ich hatte darauf bestanden, alle neuen Patienten selbst zu sehen. Schnell kam ich drauf, dass da eine hochinteressante Quelle von Hautkrankheiten an die Klinik floss: seltene und exzessive Genodermatosen, Autoimmunkrankheiten, Tumoren etc., alles, was das Herz eines Dermatologen pochen lässt, und alles meist im „Naturzustand“. Einer unserer wichtigsten Lieferanten war die Region Schlanders im Vinschgau. Im dichter versorgten Wien bekam man derlei kaum mehr zu Gesicht (außer vielleicht aus dem Burgenland). Mir gaben diese aufregenden Fälle die Möglichkeit, meinen jungen Mitarbeitern und den Studenten zu zeigen, was die moderne Dermatologie kann. Andererseits stellte ich dann vor allem bei meinen Antrittsbesuchen bei anderen Klinikvorständen fest: die fachlichen Bereiche waren streng abgesteckt, zum Teil auf Kosten der Dermatologie. Die Melanome waren fest in der Hand der Plastischen Chirurgen. Kinder mit Hautkrankheiten wurden grundsätzlich an die Kinderklinik geschickt, und Histologien von Patienten anderer Kliniken, auch wenn es sich um Hautpräparate handelte, landeten automatisch an der Pathologie. Prof. Otto Dapunt, der Vorstand der gynäkologischen Klinik, teilte mir schon bei meinem Antrittsbesuch mit: „Ich mach Sie aufmerksam, Herr Wolff, die Vulva gehört mir“.

Peter Fritsch: Seltsam: als ich mich etliche Monate später gleichfalls bei Prof. Dapunt vorstellte, wiederholte sich diese Episode nahezu wortgleich. Dapunt saß in seinem Chefsessel, wippte gedankenversunken mit einem übergeschlagenen Bein und sagte, ohne auf meine Präambel einzugehen: aber oans sag i Ihnen glei: die Vulva gehört mir (nicht etwa uns).

Das Kollegium. Das und vieles andere musste geändert werden, das bedeutete eine inhaltende Auseinandersetzung. Die Arena dafür hatte ich bald gefunden: Der Wilde Mann.

Der Wilde Mann war – und ist immer noch – ein hervorragender Landgasthof in Lans, gleich oben bei Innsbruck. Hier traf sich regelmäßig eine kleine Gruppe von Professoren der Medizinischen Fakultät nach jeder Kollegiumssitzung zum „Postkollegium“: das eben Besprochene und Beschlossene wurde diskutiert und die Weichen für Weiteres gestellt. Ich hatte den Vorzug, gleich von Anfang an zu dieser illustren Gruppe zugelassen zu werden, da ich in der Fakultät drei sehr potente Gönner hatte: den Anatomen Prof. Werner Platzer – Vater unserer Trixi Volc-Platzer, der als rühriger Dekan die gesamte Fakultät umgekrempelt, modernisiert und vor allem mit Bundesmitteln versehen hatte; Prof. Herbert Braunsteiner, den mächtigen Chef der Internen (er hatte als erster Mediziner in Österreich elektronenmikroskopisch gearbeitet und fand vielleicht deshalb Gefallen an mir); und schließlich Prof. Hans Marberger, Ordinarius für Urologie, ein Pionier seines Fachs von international brilliantem Ruf, und ein unglaubliches Tiroler Original; er war der erste Österreicher, der nach dem Krieg seine Ausbildung teils in den USA gemacht hatte, und ich stand ihm deshalb nahe.

Als ich durch beharrliche Arbeit gezeigt hatte, dass die Dermatologie etwas taugt und ich etwas von dieser verstehe, war es mir mit Unterstützung dieser 3 Kollegen leichter, die Anliegen der Dermatologie durchzusetzen. Das kostete viel Kleinarbeit, lohnte sich aber: als ich Innsbruck 1981 wieder verließ, waren die onkologische und pädiatrische Dermatologie wieder integriert, die Histopathologie florierte, und die Ambulanz war von Zuweisungen geradezu überlaufen. Wir waren das „Referral Center“ des gesamten Raumes. Die durch diese Expansion und viele andere Aktivitäten zwangsläufig gestiegene Administration wurde durch ein wohlfunktionierendes Sekretariat ermöglicht, das ich meiner Chefsekretärin Gabi Willim verdankte.

Das Wiener Team in Innsbruck. Die Arbeit an der Klinik machte mir viel Freude, war aber natürlich anstrengend. Leichter wurde es, als Peter Fritsch und Herbert Hönigsmann nach 2 bzw. 3 Monaten aus Wien nachkamen und mir viele administrative und klinische Bürden abnahmen. Georg Stingl stieß später direkt vom NIH zu uns. Damit war mein ehemaliges Wiener Team an der Innsbrucker Klinik verankert – natürlich nicht komplett, leider, aber das wäre ja nicht möglich gewesen. Später kam noch Georg Tappeiner hinzu, der Sohn meines alten Chefs, dem ich von der Pathologie in Wien an die Mayo Clinic verholpen hatte, wo er bei Robert Jordon in Immunologie ausgebildet wurde.

Der Motor springt an. Zusammen nahmen wir die Reorganisation der Klinik in Angriff. Ein Hauptziel war die fachliche Perfektion an der Klinik, ein anderes die Verschmelzung unseres Teams mit den alten und den mittlerweile neu gewonnenen Innsbruckern. Das waren wertvolle Leute mit sehr ausgeprägtem Charakter, die schnell unentbehrlich wurden, viel Farbe in die Klinik brachten und längst ihre eigenen, sehr erfolgreichen Wege gegangen sind: Helmut Hintner, Gerold Schuler, Werner Aberer sowie später Trixi Volc-Platzer. Josef Auböck und Georg Klein würde ich auch gerne dazu zählen, aber die stießen erst zu uns, als ich bereits die Klinik zum Abschied in der Hand hielt. Immerhin, Georg Klein hatte ich noch gut als etwas aufmüpfigen Studentenvertreter kennen gelernt, dessen Zunge gleich spitz war wie sein schwarzer Vollbart lang. Mit Freude denke ich auch an die vielen engagierten Assistenten, die wir ausbilden konnten. Stolz bin ich, dass ich einen Vertrag mit der Südtiroler Landesregierung aushandelte: diese stellte Kredite für Südtiroler Kollegen bereit, um deren Ausbildung an unserer Klinik zu finanzieren. Wir führten Neuerungen ein, die es meines Wissens sonst nicht gab: die Dauereinrichtung wöchentlicher Hörsaalvisiten und Diakliniken. Nichts führt stärker zusammen und hinterlässt tiefere Spuren als feurige Diskussionen. Wir spielten mit einander regelmäßig ein wenig Theater, in unserem schönen alten Hörsaal, lernten alle in Dermatologie dazu und alle konnten das auch sehr bald treffend artikulieren. Später kamen noch individuelle klinische und wissenschaftliche Journal Clubs hinzu. Es entstand ein Gemeinschaftsgefühl. Gleichzeitig erfolgte die bauliche Erneuerung der Klinik und die Etablierung von Forschungslabors. Alles war dringlich und alles geschah nebeneinander: Sanierung der Stationen, Verlegung der Ambulanz ins Parterre, Schaffung einer PUVA-Station, im Dachgeschoss eine schöne

neue Bibliothek und Dienstzimmer. Durch die Jahre knirschte es an der Klinik ständig unter den Sohlen wegen des Bauschmutzes. Besonders publikumswirksam war die Neubemalung der Außenfassade – die Klinik sah auf einmal sehr honett aus. Leider reichte das Geld nur für 2 der 4 Seiten, aber immerhin: das Land Tirol und das BMWF haben sich damals sehr großzügig erwiesen.

Peter Fritsch: Wir nutzten natürlich manchmal Begebenheiten medial aus. Z.B. waren die PUVA-Geräte zu groß, um über das Stiegenhaus geliefert zu werden. Da die PUVA-Station einen großen Balkon im zweiten Stock hatte, wurden sie mit dem Hubschrauber eingeflogen. Das war der Tiroler Tageszeitung immerhin eine Meldung wert.

Im Kellergeschoß wurde ein elektronenmikroskopisches Labor und ein Gewebekulturlabor eingerichtet, ersteres leitete Herbert Hönigsmann, letzteres Peter Fritsch, im Erdgeschoss je ein Immunologielabor für Georg Stingl und Gert Tappeiner. Die erforderlichen Mittel für die Ausstattung aufzubringen war natürlich meine Sache. Hier halfen neben den öffentlichen Quellen auch private Donoren – ich hatte einige sehr finanzpotente Patienten, denen Spenden lieber waren als Honorare. Es gelang, ein sündteures Philips Elektronenmikroskop anzuschaffen – und so waren wir nach und nach bereit, wieder mit der Forschung zu beginnen.

Die Innsbrucker Schule kriecht aus dem Ei. Die wissenschaftliche Ausbeute unseres Teams aus dieser Zeit war durchaus ansehnlich. Einige Eckpunkte: Georg und Laura Stingl verfolgten und analysierten die antigenpräsentierende Funktion der Langerhanszellen; sie entdeckten übrigens schon damals T-Zell-Abnormalitäten bei atopischer Dermatitis. Aberers Arbeit über Antigenverlust der Langerhanszellen durch UV-Bestrahlung wurde eine der meistzitierten Arbeiten der dermatologischen Forschung. Tappeiners Arbeiten über CD4-Defizienz und Lupus, Immunkomplexe bei Vaskulitis und Danazol beim hereditären Angioödem wurden teils Klassiker. Fritsch entwickelte zusammen mit Hönigsmann die Re-PUVA-Therapie bei Psoriasis und gemeinsam mit Pechlaner die Grundlagen der Auflichtmikroskopie. Hönigsmann arbeitete über PUVA bei Mycosis fungoides, Urticaria pigmentosa und 5-MOP-PUVA. Hintner erfand das Prinzip des Antigenmapping bei bullösen Dermatosen und wandte es u.a. bei der generalisierten atrophen benignen Epidermolysis bullosa (GABEB) an.

Die Studentenlehre entwickelte sich zum Erfolgserlebnis. Als ich nach Innsbruck kam, war Dermatologie ein Fach, das man nebenher nach einem veraltetem Skriptum mehr schlecht als recht lernte. In meiner ersten Hauptvorlesung saßen nur klägliche 6 oder 7 Leute. Aber das änderte sich rasch. Die Studenten kamen, kamen mehr und mehr, schauten, diskutierten viel und intelligent und ließen mich auch nachher nicht ohne weiteres gehen. Der Hörsaal wurde bald zu klein, die Hörer mussten stehen oder saßen auf dem Boden herum. Die Vorlesung war für mich ein Vergnügen und ein Höhepunkt des Tages (um aber der Wahrheit die Ehre zu geben: auch die Vorlesungen meiner Dozenten waren hervorragend besucht – die Tiroler waren auf den Geschmack gekommen). Um eine vernünftige Lernunterlage zu schaffen, begann Peter Fritsch an seinem „legendären“ Lehrbuch für Dermatologie zu schreiben, das allerdings erst zwei Jahre nach meinem Abgang erschien.

Peter Fritsch: Natürlich freut mich ein solches dickes Lob. Es wird nur durch das Bekenntnis einer Kollegin übertroffen, sie hätte in Studienzeiten mein Buch immer zur Schlaflektüre verwendet.

PR-Arbeit, Kongresse. Meine Oberärzte und ich fuhren in die entlegensten Orte der Region, um bei Fortbildungsveranstaltungen auf unsere Klinik aufmerksam zu machen, traten in ORF-Sendungen auf und schrieben in der örtlichen Presse allerlei über „aktuelle“ Themen.

Peter Fritsch: Einmal fuhr ich auf Klaus`Geheiß im tiefsten Winter zu einer Veranstaltung der Volkshochschule Meran über „Tumoren der Haut“. Schon auf der vereisten Brennerautobahn wollte meine Frau umkehren. In Meran verbrachten wir die Nacht als einzige Gäste in einem durchkälteten Hotel (es war extra für uns aufgesperrt worden). Beim Vortrag war nur ein einziger Zuhörer anwesend, ein liebenswürdiger Mann mit MF, den wir seit Jahren mit PUVA behandelten. Er war nur aus alter Verbundenheit gekommen, und – so traurig es ist – er ist bald danach seiner Krankheit erlegen.

Die von Niebauer im Kühtai begonnenen Fortbildungs-Skiwochen setzten wir alljährlich in Zürs am Arlberg fort – ein großer Renner, nicht nur in Österreich sondern auch im benachbarten Ausland. Sie waren auch tatsächlich fachlich wie im Unterhaltungswert extrem ansprechend, selbst für uns als Veranstalter (nur der wenig sportliche Prof. Kresbach, Graz, konnte sie nicht leiden und beschwerte sich über die „weiße Hölle“). Da man mich, wie bei frisch ernannten Ordinarii üblich, zum Präsidenten der ÖGD gewählt hatte (und Peter Fritsch zum Sekretär), wurde erstmals bei uns in Innsbruck eine durchaus gelungene ÖGD-Jahrestagung abgehalten. Unser erfolgreichster Kongress war das internationale Vaskulitis-Symposium, zu dem es mir gelang, alles was in USA und Europa Rang und Namen hatte, nach Innsbruck zu locken. Daraus entstand ein Buch, mit Winkelmann als Co-Editor, das zum Standardwerk dieses damals wenig bearbeiteten Themas wurde und relativ bald vergriffen war.

Der berühmte amerikanische Internist und Immunologe Frank Austen hatte an unserem Vaskulitis-Symposium teilgenommen, und Gert Tappeiner brachte ihn auf den Arlberg, wo er Skifahren wollte (ein Teil des Deals). Dort brach er sich schon am ersten Tag das Bein, wurde per Hubschrauber nach Innsbruck gebracht, operiert und lag dann an der Chirurgie. Ob er meiner Sekretärin ein paar Briefe diktieren könne? Janet, unsere englische Sekretärin, fragte mich nach ein paar Tagen: „Herr Professor, von wem bin ich hier eigentlich die Sekretärin? Ich schreibe für Dr. Austen 6 Stunden am Tag?“.

Tirolisierung. Man sagt, es dauere drei Generationen, bis man in Tirol anerkannt wird. Das war natürlich auch bei uns so, nur etwas kürzer. Ich selbst hatte noch nie Schwierigkeiten mit sozialen Kontakten gehabt, und es dauerte nicht lang, bis ich, vor allem durch meine Förderer vom Wilden Mann und den Industriellen Fritz Egger (der schon in Wien mein Patient gewesen war) auch in Innsbruck überall akzeptiert wurde. Meinen Wiener Mitarbeitern ging es etwa gleich – aber viel Zeit blieb uns wegen der Knochenarbeit fast rund um die Uhr ohnehin nicht. Und wie schon gesagt, unsere Familien waren anfangs noch in Wien, wir „commuteten“ jedes Wochenende hin und her. Und es brauchte auch etwas Gewöhnung an diverse Tiroler Eigenheiten.

Einer unserer alten Patienten mit MF war ein liebenswürdiger Pfarrer aus dem Zillertal. Ihn lud ich ein, an der Klinik-Weihnachtsfeier (die damals noch einen hohen Stellenwert hatte) teilzunehmen und eine Ansprache zu halten. Er kam dem gerne nach, aber kurz darauf wurde ich zum Abt von Wilten gerufen. Der machte mich freundlich aber bestimmt aufmerksam, dass die Pfarre meines Dekans zum Bistum Salzburg gehöre. Meine Einladung könne daher als Affront für die Tiroler Landeskirche verstanden werden.

Es hatte uns von allen Anfang an in Tirol gut gefallen. Aber je länger wir hier waren, desto mehr schätzten wir die oft kernige, direkte, offene und verlässliche Mentalität der Menschen an der Klinik (inklusive der Patienten). Mir schien, die Leute gaben einander mehr Vertrauensvorschuss und Verständnis als ich es von Wien gewohnt war. Mir war die loyale Mithilfe aller Mitarbeiter eine große Unterstützung (ich denke hier etwa an die großartige Oberschwester Dora Mlekus), was ich mit

dankbarem Respekt erwiderte. Und dazu waren die Leute voll origineller Einfälle und lachten oft und gerne. Auch ich habe, glaube ich, nirgendwo mehr gelacht als in Innsbruck.

Helmut Hintner war als frischer Assistent auf der Sonderstation und machte bei einem Bauern aus einem entlegenen Tal Anamnese und Status. Der Bauer sprach ihn immer mit „Herr Professor“ an, worauf Hintner sagte: „Na, i bin koa Professor, der Professor kommt später.“ Darauf der Bauer: „Aha, do san Sie des Knecht!“

Peter Fritsch: Ich kann das mühelos toppen. Der damalige Finanzminister und Vizekanzler Hannes Androsch weilte einmal in Tirol und wollte eine bei uns stationierte Bekannte besuchen. Klaus Wolff, Herbert Hönigsmann und ich waren gerade im Speisesaal zum Abendessen, und irgendwer hatte Androsch den Aufzug aufgesperrt und ihm gesagt, er solle in den 2. Stock fahren und dort fragen. Dort langte er an wie ein deus ex machina und wandte sich an den nächsten Pfleger (ich weiß den Namen, sage ihn aber nicht). Dieser war ein würdiger Mann, neigte aber bei Aufregung zum Stottern. Wir kamen gerade bei der Tür herein, er lief uns entgegen und sagte kreidebleich: Der der der, der mit`n Göd is da.

Einen Gutteil meiner Freude am Tirolerischen verdanke ich unserem Urtiroler Laboranten, Passepartout und Hahn im Korb Roman Kuenzer. Roman war ungemein geschickt, konnte alles, kannte alle, steckte voll Schabernack, war dabei aber immer ein wenig distanziert, und war ganz einfach unentbehrlich. Bei manchen Klinikfesten gab er pantomimische Darbietungen, würdig eines Charlie Chaplin. Besonders beliebt war eine Stripteasenummer, die er aber verweigerte, als er älter wurde. In seiner Freizeit leitete er eine Kinder-Trachtentanzgruppe.

Peter Fritsch: Roman war Klaus Wolff restlos ergeben. Einmal fragte ich ihn, wie das gekommen sei. Er sagte mir sinngemäß: ich habe schon ein paar Chefs gehabt, den Konrad, den Niebauer und den Zelger. Aber so wie der Wolff an Hammer angreift, da sieht man, der versteht was. Das ist nicht komisch, das ist wahr.

Und die Tiroler wussten zu feiern. Nie werde ich die langen und fröhlichen Weihnachtsfeiern vergessen, von denen man ja an vielen Kliniken abgekommen sind, obwohl sie so wichtig sind. Oder die alljährlichen Törggelenfahrten nach Südtirol, die ganze Klinik in einem gemieteten Bus, für die mir kein passenderes Wort einfällt als „Hetz“. Ich erinnere mich an eine solche Fahrt, wo ich unvorsichtig genug war, mit Helmut Hintner ein Gerstlsuppen-Wettessen zu bestreiten, das ich natürlich verlor.

Wieder zurück im internationalen Trubel. In den ersten eineinhalb Jahren hatten wir kaum ein wissenschaftliches Meeting besuchen können; jetzt, als Klinik und Forschung in voller Fahrt waren, wurden wir wieder international präsent. Wir nahmen so wie früher aktiv an den Tagungen der AAD, der SID, der ADF und ESDR und verschiedenem anderen teil – ein reichliches Pensum. Ich wurde zu meiner Freude von Tom Fitzpatrick ins Editorial Board von „Dermatology in General Medicine“ geholt und begleite dieses große Standard-Handbuch bis zum heutigen Tag. Innsbruck, den meisten ausländischen Dermatologen sonst nur als Olympiastadt bekannt, wurde ein Fixpunkt auf dem dermatologischen Globus. Als die Innsbrucker Jahre vergingen, erhielt ich eine Reihe von Berufungen, darunter die Temple University in Philadelphia, nach Cleveland und die Johns Hopkins University, die ich alle ablehnte. Nur zwei Angebote erschienen mir erstrebenswert: die New York University – Nachfolge von Prof. Rudolf Baer -, wo die Verhandlungen schon weit fortgeschritten waren, aber letztlich an meinem (bewusst) hohen Forderungen scheiterten, und Zürich (Nachfolge Prof. Storck), wo aufgrund eines Einspruch des Kantons ein Schweizer berufen wurde. In Wirklichkeit wollte ich, wenn es mich schon aus Innsbruck hinauszog, nur zurück nach Wien gehen, wo Professor Tappeiner

mittlerweile vor der Emeritierung stand. Ich bewarb mich und wurde Anfang 1981 an die I. Univ.-Hautklinik Wien zurückberufen.

Es war eine schöne Zeit. Die Jahre in Innsbruck waren wahrscheinlich die schönste Zeit meines beruflichen Lebens. Es war die Zeit, wo ich nicht mehr ganz jung, aber auch noch nicht alt war. Es gelang uns viel, und das durch wirkliche Teamleistung – wobei das Team sich in Innsbruck enorm vergrößert hatte. Wir waren alle begeistert, motiviert, haben zusammengehalten und uns über jeden Erfolg gemeinsam und neidlos gefreut. Unsere wissenschaftlichen Projekte wurden gemeinsam geplant und durchgezogen, und gefeiert haben wir auch gemeinsam und durchaus reichlich. Besonders berührt wurde ich durch die Abschiedsfeier, die Peter Fritsch 1981 für mich organisierte, bevor ich nach Wien zurückging. Dabei übergab er mir das Präsent der Klinik, ein Bild der römischen Wölfin, die die Tiroler Dermatologen säugte, es hängt noch heute in meinem Arbeitszimmer. Ich ging also per 1. Mai 1981 zurück nach Wien.